

B KULTURWISSENSCHAFTEN

BD LITERATUR UND LITERATURWISSENSCHAFT

BDBA Deutsche Literatur

Personale Informationsmittel

Hans FALLADA

In meinem fremden Land

EDITION

17-4 ***In meinem fremden Land*** : Gefängnistagebuch 1944 / Hans Fallada. Hrsg. von Jenny Williams und Sabine Lange. - 1. Aufl. - Berlin : Aufbau-Verlag, 2017. - 332 S. ; 22 cm. - ISBN 978-3-351-03678-2 : EUR 24.00
[#5620]

Am 4. September 1944 wurde Hans Fallada in die Heil- und Pflegeanstalt Alt-Strelitz in Mecklenburg eingeliefert, da er wenige Tage zuvor, am 28. August, auf seinem Gut in Carwitz unter Einfluß von Alkohol und Tabletten einen Schuß auf seine seit dem 5. Juli 1944 von ihm geschiedene Ehefrau Anna Ditzen („Suse“) abgefeuert hatte. Am 13. Dezember wurde er wieder entlassen. Zwei Tage nach seiner Einlieferung erhielt er die Erlaubnis zum Schreiben. Zur Verfügung gestellt bekam er 92 Bogen Papier im Quartformat. Statt mit Alkohol und Medikamenten betäubte er sich in den folgenden Wochen mit der wichtigsten Droge seines Lebens: mit Literatur. Wie im Rausch verfaßte er in nur einem Monat den Roman ***Der Trinker***, fünf kleinere Erzählungen und Aufzeichnungen aus der NS-Zeit, die hier nach der Erstveröffentlichung im Jahr 2009 mit dieser Edition erneut vorgelegt werden.

Unter dem geschickt gewählten und entfernt an Ernest Hemingways Roman über den Ersten Weltkrieg in Italien (***In einem andern Land***, 1930) erinnernden Titel verbirgt sich allerdings alles andere als ein Tagebuch, denn über die Zustände in der Haftanstalt, in der Fallada mit ganz gewöhnlichen Verbrechern einsaß, erfährt der Leser so gut wie nichts. Wer etwa, das ***Gefängnistagebuch*** von Luise Rinser vor Augen, eine Darstellung des Alltags in einem nationalsozialistischen Gefängnis erwartet, wird enttäuscht sein. Vielmehr handelt es sich um Notate einzelner Episoden, die zwischen dem 23. September und dem 7. Oktober 1944, also an insgesamt 15 Tagen, niedergeschrieben wurden. Diese Aufzeichnungen über die Zeit des Nationalsozialismus hat Fallada in einer winzigen Schrift, teils in Sütterlin, teils in Latein, aus Papiermangel, aber auch zur Tarnung zwischen die einzelnen Zeilen des Romanmanuskripts und auf deren Rändern notiert. Auch wenn

die Entzifferung dieser Niederschrift nicht annähernd so schwierig gewesen sein dürfte wie die Mikrogramme **Aus dem Bleistiftgebiet** des Schweizer Schriftstellers Robert Walser, so grenzt es doch an ein Wunder, daß die beiden Herausgeberinnen offensichtlich keinerlei Probleme mit der Übertragung des Textes hatten. Allerdings macht der Satz: „Zuerst war es nur ein leichtes Abkühlen, aber dann spürte er ein Gefühl einiger Kälte“ (S. 177) nur dann einen Sinn, wenn man das Adjektiv „einiger“ durch „eisiger“ ersetzt. Falladas Einschätzung, Hitler sei nie etwas Neues eingefallen, er habe „seine ganze Partei mit ihrem Programm [...] zusammengestohlen aus dem Faschismus Stalins und dem Bolschewismus Rußlands“ (S. 243), würde an Logik gewinnen, wenn zumindest in den Anmerkungen Stalin durch Mussolini ersetzt worden wäre. Und zur Logik gehören auch die Zahlen; im Frühjahr des Jahres 1944 kann der Krieg nicht „nun schon an 6 Jahre“ (S. 233) gedauert haben.

Was enthalten nun Falladas Notizen aus dem Gefängnis? Sie beschreiben einzelne Episoden aus der NS-Zeit. Breit geschildert wird seine aufgrund einer Denunziation seiner Nachbarn erfolgte, nachweisbare Inhaftierung im April 1933. Die dramatische Schilderung seiner Überführung ins Gefängnis durch SA-Männer, die geplant hätten, ihn auf einer von ihnen fingierten Flucht zu erschießen, kennt allerdings nur einen einzigen Zeugen: Fallada selbst. Gegen diese Darstellung spricht die Art seiner Unterbringung im Gefängnis Fürstenwalde, wo er sich die Verpflegung aus einem Gasthaus, reichliche Mahlzeiten inklusive Bier, kommen lassen konnte oder zu Skatrunden mit anderen Häftlingen zusammentraf. Der Verdacht der Dramatisierung der eigenen Biographie erhärtet sich, wenn man Falladas Worte, er habe „Wochen und Wochen hier im Gefängnis gesessen“ (S. 60) mit der Wirklichkeit konfrontiert: Nach zehn Tagen war er wieder in Freiheit.

Geschildert werden in biographischen Exkursen die Schicksale der Verleger Ernst Rowohlt und Peter Suhrkamp, wobei die Charakterisierung Suhrkamps für seine Übernahme des in Deutschland verbliebenen Teils des Verlages von Samuel Fischer als „Erbschleicher“ (S. 111) ehrabschneidend ist. Ergreifend sind die Skizzen über zwei prominente Opfer des Naziterrors, den Karikaturisten und Zeichner Erich Ohser (e. o. plauen), von dem eines der bekanntesten Porträts Falladas stammt, und den Widerstandskämpfer Alfred Schmidt-Sas. Den umfangreichsten Teil der Darstellung nehmen die Auseinandersetzungen Falladas mit dem nationalsozialistischen Dorfbürgermeister von Carwitz ein, dessen Überwachungsaktionen, Intrigen und Schikanen allesamt höchst ärgerlicher, aber keinesfalls existenzgefährdender oder gar lebensbedrohlicher Natur waren. Wenn Fallada gegen Ende seiner Niederschrift resümiert: „Das Schwerste habe ich mir von der Seele geschrieben: der alte Hass gegen den N.[ationalsozialismus] ist noch immer da, aber er tut nicht mehr so weh“ (S. 265), dann kann man einen Schriftsteller in der NS-Zeit nur beglückwünschen, dessen „Schwerstes“ Zwistigkeiten mit einem Dorfschulzen bildeten.

Am interessantesten für den Fallada-Forscher wie für den Historiker allgemein sind zweierlei Passagen; diejenigen, in denen der Autor seine Weigerung, ins Exil zu gehen, rechtfertigt, und diejenigen, in denen er auf antise-

mitische Stereotype zurückgreift. Die Emigranten diskreditierende Sätze wie „Was wäre ich wohl für ein Deutscher, wenn ich mich in den Stunden der Not und Schmach davon gestohlen hätte zu einem leichten Leben?“ (S. 17 - 18) oder „Ich bin ein Deutscher und lieber will ich mit diesem unselig-seligen Volk untergehen, als in der Fremde falsches Glück genießen“ (S. 21), bildeten dann nach Kriegsende 1945 in abgewandelter Form den Kern der heftigen Kontroverse um den Wert der Inneren Emigration zwischen Frank Thiess und Thomas Mann. Erstaunlich für einen Schriftsteller wie Fallada, der sich und seine übrigen nicht emigrierten Berufskollegen als „das Salz“ bezeichnet, durch das „nicht alles dumpf und dumm geworden“ sei (S. 18), ist seine Übernahme antisemitischer Sprachmuster, etwa wenn er einen Lektor beim Rowohlt-Verlag als „eines jener Produkte von porzellanhafter Zerbrechlichkeit aus endloser Inzucht, bei dem der Körper kaum lebensfähig scheint“ (S. 87) charakterisiert, der „nichts als ein kleiner degenerierter Jude von knapp 35 Kilo Gewicht und grotesk häßlich“ gewesen sei (S. 88). Mit solchen Sätzen hätte er sicher bei den braunen Machthabern keinerlei Widerspruch ausgelöst, während ihn einige andere, etwa, daß es das hervorstechende Merkmal der Nationalsozialisten sei, „mit den Menschen wie mit Schlachtvieh umzugehen“ (S. 57), bei Entdeckung den Kopf hätten kosten können.

Am 8. Oktober 1944 bekam Fallada einen Tag Hafturlaub, an dem er nach eigener Aussage das Manuskript aus dem Gefängnis herausschmuggeln und zu Hause verstecken konnte. Es war allerdings kein „Totenhaus“ (S. 228), in dem Fallada nach eigener Einschätzung im Spätsommer und Herbst 1944 etwas mehr als drei Monate seines Lebens verbrachte, denn dieser Begriff sollte für das Konzentrationslager Buchenwald (und ähnliche Stätten der Unmenschlichkeit) reserviert bleiben, wo Falladas Schriftstellerkollege Ernst Wiechert im Jahr 1938 seine zweimonatige Haft nur knapp überlebt und anschließend seine Abrechnung mit dem Nationalsozialismus verfaßt hatte, die er 1946 unter dem Titel **Der Totenwald** veröffentlichte.

Die Aufzeichnungen Falladas über seine Zeit im Gefängnis sind als vermeintlich authentische Quelle mit einem hohen Maß an Skepsis zu betrachten. Diese Einschätzung hätte in dem sehr knappen Nachwort der beiden Herausgeberinnen ruhig stärker zum Ausdruck gebracht werden können. Den Schlüsselsatz, wie man sich diesem Buch nähern sollte, liefert Fallada selbst, indem er über das Porträt des Feldinspektors Negermeier in seinem Roman **Wolf unter Wölfen** schreibt, diese Darstellung sei „so ziemlich nach dem Leben, wenn auch mit all diesen gemein erlogenen Beimischungen, die wir Bücherschreiber nun einmal der Wirkung halber überall anbringen müssen“ (S. 204).

Als Fallada eine Episode seiner Gefängnisaufzeichnungen im Herbst 1945 in der Zeitung **Tägliche Rundschau** veröffentlichte, handelte er sich folgende Kritik in einem Artikel der **Berliner Zeitung** ein: „Wie war es nur möglich, daß der – wie er selbst sagt – zu ‚zwölf Jahren erzwungenen Schweigens, Ertragens, ohnmächtigen Sichwehrens‘ verurteilte arme Fallada-Ditzen ausgerechnet während der Nazizeit literarische Erfolge verzeichnen konnte, die von kaum einem anderen Schriftsteller erreicht worden sind?“

Wir wollen Herrn Fallada weder weiterer Widersprüche überführen noch etwa der Gesinnungslumperei beschuldigen. [...] Wer hat denn jetzt von ihm den schriftstellerischen Beweis seiner antifaschistischen Gesinnung verlangt? Also überlasse er dieses bitter-ernste Gebiet lieber jenen Dichtern, die wirklich jahrelang im Dunkeln standen und ein Anrecht haben, nun endlich gehört zu werden.“¹ Treffender kann man die berechtigte Skepsis gegenüber diesen Aufzeichnungen aus dem Gefängnis nicht zusammenfassen. Hans Fallada war kein Vertreter der Inneren Emigration; und er war schon gar kein Opfer des Nationalsozialismus, Hans Fallada war zeit seines Lebens ein Opfer seiner selbst.

Bernd Braun

QUELLE

Informationsmittel (IFB) : digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft

<http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/>

<http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=8720>

¹ Zitiert in: **Hans Fallada** : die Biographie / Peter Walther. - Berlin : Aufbau-Verlag, 2017. - 528, [16] S. : Ill. ; 22 cm. - ISBN 978-3-351-03669-0 : EUR 26.00 [#5513]. - S. 386. - Rez.: **IFB 17-4**

<http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=8602>